((13)) Konstruktivistisches Denken verhindert nach von Glasersfeld Fundamentalismus (60). Fundamentalismus ist eine Art Denkfaulheit, wie sie unaufgeklärtem Denken zukommt. Diejenigen, die ihm huldigen, werden sich nicht durch die der Aufklärung verpflichteten Überlegungen des Konstruktivismus stören lassen! Auch besteht die Gefahr, daß durch die konstruktivistische Auffassung an Stelle eines Fundamentalismus eine Beliebigkeit tritt: Was uns hilft, das Leben zu ertragen (oder sogar zu genießen?), ist viabel (62). Dies setzt den Wert des Konstruktivismus für ethische Überlegungen herab. Eine bloße Vereinbarkeit mit dem kategorischen Imperativ (63) reicht nicht aus. Die politische Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert läßt eine stringentere Basis der Ethik passender erscheinen.

((14)) Die Aussage, daß alle Individuen für ihr Denken und Handeln verantwortlich seien (63), trifft in dieser allgemeinen Form nicht zu. Schränkt man sie auf geistig gesunde Individuen ein, so entsteht das Problem, was darunter zu verstehen ist - die konstruktivistische Psychiatrie hat sich damit umfangreich auseinandergesetzt. Verantwortung für Denken und Handeln setzt nach klassischer Ansicht Willensfreiheit voraus. Diese ist für den Konstruktivismus kein Problem, da der Gegensatz Willensfreiheit/Determiniertheit so nicht auftritt. Nun liefern aber neue Ergebnisse der Neurophysiologie Anhaltspunkte, daß die von uns erlebte Willensfreiheit ein nachträgliches Konstrukt unseres Bewußtseins ist (Roth 1998). Diese Befunde sind zu neu, als daß ihre Diskussion in Philosophie und Geisteswissenschaften schon eingesetzt hätte - brisant sind sie allemal. Mein subjektives Gefühl spricht gegen die neurobiologischen Befunde - wenn aber die viable Theorie der Neurobiologie zu dem genannten Schluß kommt, so erkenne ich sie als Biologe an. Es bedarf eines viablen Modells im Konstruktivismus, das dem Rechnung trägt. Das Problem der Willensfreiheit löst auch der Konstruktivismus nicht - der Zirkel bleibt, und die „ewigen" Probleme der Philosophie bestehen auch in dieser Form des Idealismus fort.
An dieser Stelle bekennt der Verfasser dieser Zeilen, daß er trotz mancher Ungereimtheit in der kantischen Konstruktion der Ethik diese einer Beliebigkeitsethik auf der Grundlage des Konstruktivismus vorzieht - wenn auch vielleicht nur aus Pflichtgefühl, weil ihm die Willensfreiheit fehlt oder weil er sich die Welt so konstruiert.

Literatur

Bense, M. (1986): Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden.

Carnap, R. (1926, Nachdruck 1966): Physikalische Begriffsbildung. Darmstadt.

von Foerster, H. (1985): Entdecken oder Erfinden. Wie läßt sich Verstehen verstehen. In: Einführung in den Konstruktivismus. München, S. 1-26.

von Glasersfeld, H. (1985): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Einführung in den Konstruktivismus. München, S. 27-68.

Kull, U. (1993): Wie übertragbar ist der Evolutionsbegriff? Möglichkeiten und Grenzen der Analogiebildung. In: G. Bien, Th. Gil u. J. Wilke (eds.): „Natur" im Umbruch. problemata 127, S. 141-164 (hier: S. 160f.).

Roth, G. (1998): Ist Willensfreiheit eine Illusion? Biol. in uns. Zeit 28, 6-15.

von Weizsäcker, C.F. (1985): Aufbau der Physik. München.

Adresse

Prof. Dr. Ulrich Kull, Biologisches Institut der Universität Stuttgart, Pfaffenwaldring 57, D-70550 Stuttgart

Das Prinzip Beliebigkeit

Ronald Kurt

((1)) Die Radikal-Konstruktivistische Wissenstheorie ist sowohl für die Wissenschaft als auch für den Alltag ein brauchbares Modell - behauptet Ernst von Glasersfeld. Ich möchte dem hier in aller Schärfe widersprechen und meinerseits behaupten, daß sich die Radikal-Konstruktivistische Wissenstheorie in jeder Hinsicht in Beliebigkeit verfängt. In meiner Kritik beschränke ich mich auf drei Einwände. Sie beziehen sich auf
a) den universalistischen Anspruch einer ahistorischen Argumentation;
b) die Nichtberücksichtigung der Phänomenologie;
c) die Beliebigkeit des Brauchbarkeitsprinzips.

((2)) ad a) Das beste Argument für die Brauchbarkeit der radikal-konstruktivistischen Wissenstheorie ist, daß sie gebraucht wird (59). Aber diese rekursive Begründung ist Glasersfeld nicht wichtig. Wichtig ist ihm etwas anderes: Er will die Relevanz der von ihm vertretenen Theorie durch die Rekonstruktion ihrer Quellen begründen. Das ist in der Wissenschaft nichts Unübliches. Doch in diesem Fall verwickelt diese Problemstellung in ein anspruchsvolles Erklärungsprogramm: schließlich will Glasersfeld eine Theorie ohne Wahrheitsanspruch gegen Theorien mit Wahrheitsanspruch behaupten. Er startet sein Verfahren mit der Absage an die Annahme, daß die Welt an sich erfahrbar ist. Die These lautet, daß subjektunabhängige, also objektiv wahre Erkenntnis unmöglich ist (1). Das ist die conditio sine qua non der Argumentation. Nicht umsonst beginnt (1) und endet (64) der Text mit der Behauptung dieses antiontologischen Standpunktes.

((3)) Für die richtige Einsicht, daß subjektive Vorstellungen von der Welt nie mit der (angenommenen) Welt an sich, sondern immer nur mit anderen subjektiven Vorstellungen von der Welt verglichen werden können (12), wird viel philosophische Autorität bemüht: von Xenophanes (11) und Protagoras (9) bis hin zu Einstein (8) und Piaget (25). Dennoch, Glasersfelds Bezug auf die Geschichte überzeugt mich nicht. Denn ihm geht es nicht um die systematische Rekonstruktion der soziohistorischen Entwicklung (s)eines Denkmotivs. Vielmehr will Glasersfeld zeigen, daß seine Theorie immer schon da gewesen ist und daß es einer gut zweitausendjährigen Inkubationszeit bedurfte, bis der radikale Konstruktivismus zum Durchbruch kommen konnte. Diese seltsame Teleologie wird von einem Anspruch getragen, der die ganze Menschheit umfassen will (5) (10). Diesen Universalismus halte ich für völlig unangemessen. Mit welchem Recht kann man ein typisch abendländisches Denkmotiv zum Maß der Menschheitsgeschichte machen? Der Geist des Skeptizismus ist nicht überall zu Hause. Für die meisten Menschen ist die wirklich wahre reale Welt nach wie vor eine fraglose Gegebenheit. Ein Hindu im Himalaya zum Beispiel wird sich gegenüber den Prinzipien der Radikal-Konstruktivistischen Wissenstheorie wenig verständig zeigen (können).

((4)) Auf der Rückseite dieses universalistischen Anspruchs steht ein äußerst partikularistischer Umgang mit dem abendländischen Denken. Glasersfeld nimmt sich (gemäß der obersten Maxime seiner Theorie), was ihm viabel erscheint. Da-

bei führt er philosophische und naturwissenschaftliche Konzepte ineinander, ohne über die Bedingungen für die Möglichkeit dieser Syntheseversuche aufzuklären (23). Patchwork mag in der Kunst seine Berechtigung haben, in der Wissenschaft sind Collagetechniken meiner Meinung nach jedoch fehl am Platz. Glasersfelds Argumentation hätte mich mehr überzeugt, wenn sie sich noch konsequenter auf die Epistemologie Piagets bezogen hätte.

((5)) ad b) Vermißt habe ich bei Glasersfelds Streifzug durch die Philosophiegeschichte den Hinweis auf die Phänomenologie. Schließlich beschäftigt sich die phänomenologische Theorie schon seit nunmehr hundert Jahren mit genau den Problemen, die auch der Radikal-Konstruktivistischen Wissenstheorie zu Grunde liegen. Ein Vergleich dieser beiden Ansätze ist aufschlußreich.

((6)) Genauso wie die Radikal-Konstruktivistische Wissenstheorie, so verzichtet auch die Phänomenologie Edmund Husserls auf die Annahme der Erkennbarkeit „einer realen Welt" (64). An die Stelle der Welt an sich tritt bei Husserl die Welt für uns: die Lebenswelt. (Auch Glasersfeld verwendet diesen Begriff (58) (!)). Die Lebenwelt ist die Welt, in der wir gemeinsam mit anderen leben. Und diese Welt erfinden wir nicht (9). Wir finden sie vor. Natürlich nicht als ontologische Vorgabe, sondern in Form von soziohistorisch bedingten Sinnkonstruktionen, die wir im sozialen Aufeinanderbezogen-sein erlernen, anwenden und verändern. Sozialer Sinn wird dabei in der Regel nicht ausgehandelt (42) (62), sondern zumeist mit Macht (oder auch Liebe) durchgesetzt. Bedeutungen aushandelnde freie Individuen gibt es nur in der Theorie. In der Praxis wird kontextbezogen kommuniziert, nach Spielregeln, die die Handelnden wechselseitig als bekannt voraussetzen. Von diesen Vorgaben sozialer Ordnung scheint das radikalkonstruktivistische Subjekt befreit zu sein. Es erfindet sich seine Welt.

((7)) ad c) Glasersfeld schüttet das Kind mit dem Bade aus, wenn er aus der Unmöglichkeit der Erkenntnis der realen Welt folgert, daß Wissen unbedingt „als interne Konstruktion eines aktiven, denkenden Subjekts" (1) zu verstehen sei. Dieser Schluß ist nicht logisch; er ist ideologisch. Er (ver-)führt zu der illusionären Auffassung, daß sich jeder Mensch ganz und gar selbst bestimmen kann. (In diesem Punkt halte ich den radikalen Konstruktivismus für radikal konstruiert.) Losgelöst von intersubjektiv geteilten Normen, Werten und Wahrheiten soll der Mensch als pragmatischer Problemlöser viable Konzepte kreieren. Das entspricht dem abendländischen Zeitgeist, aber mit diesem utilitaristisch verkürzten Menschenbild kann ich mich nicht anfreunden. 'Alles ist immer auch anders möglich' und 'was sich „beim Verfolgen unserer Ziele" (58) bewährt, wird als Problemlösungsschema beibehalten'. Zwischen diesen beiden Polen pendelt das radikal-konstruktivistische Individuum hin und her. Mit dem damit einhergehenden „Verzicht auf objektive Wahrheit verliert alles Rechthaberische seinen Sinn" (60). Das ist wohl wahr. Allein: auch das Rechthaben wird durch diese Einstellung unmöglich gemacht.

((8)) Die radikal-konstruktivistische Wissenstheorie kann weder für die Wissenschaft noch für den Alltag ein brauchbares Modell sein. Hier wie dort verführte sie zu einem beliebigen Gelten-lassen. Toleranz ist etwas anderes.

Adresse

Dr. Ronald Kurt, Universität Konstanz, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Fachgruppe Soziologie, Universitätsstraße 10, D-78457 Konstanz

Wie radikal ist Ernst von Glasersfeld?

Frank O. Laus

((1)) Kernpunkt meiner Kritik an der von Glasersfeldschen Argumentation ist, daß von Glasersfeld nicht unterscheidet zwischen der Frage der Erkennbarkeit der Realität und der Beobachtung der Versuche, sie zu erkennen, d.h: Er unterscheidet nicht zwischen zu erkennenden *Dingen* und der *Operation* des Erkennens. Damit ist er weiterhin ontologisierenden Fragestellungen verhaftet und seine Abkehr von der Tradition bleibt weit weniger radikal, als es den Anschein hat.

((2)) Ontologie betreibt, so läßt sich mit Luhmann (1990:17) formulieren, wer mit der Unterscheidung Sein/Nicht-Sein beobachtet. Eine solche Unterscheidung ist möglich und sinnvoll und - um an von Glasersfeld anzuknüpfen - durchaus viabel. Die Brauchbarkeit einer solchen Unterscheidung für den Alltag dürfte außer Frage stehen und selbst in der Wissenschaft sind explizite Seinsunterstellungen über lange Jahrhunderte hinweg durchaus ausreichend und erfolgreich gewesen. Epistemologische Reflexion kann im Anschluß an diese Praxis diese Selbstverständlichkeit in Frage stellen und uns darauf hinweisen, wie wenig sicher unsere Erkenntnis von der Welt ist, und zeigen, daß wir uns unserer Sache nicht so sicher sein können, wie man naiv meinen möchte. Dies tut von Glasersfeld und dies haben, darauf weist er hin (vgl. ((4))-((22))), andere Philosophen schon vor ihm getan. Doch was ist mit einem solchen Hinweis gewonnen?

((3)) Diese Frage stellt sich, als es die Argumentation von Glasersfelds - und hier liegt der Hauptaspekt meiner Kritik - beim alten Sein/Nicht-Sein-Schema beläßt. Von Glasersfeld betreibt weiterhin Ontologie, wenn er weiterhin die Frage diskutiert, ob oder wie die Erkenntnis einer Realität an sich möglich sei. Hauptproblem der Orientierung an einer ontologisierenden Unterscheidung ist die immer mitlaufende Annahme einer Realität an sich. Man mag dafür plädieren, daß diese Realität unerkennbar bleibt, sie theoretisch zugrunde legen muß man doch. Immer noch bleibt in von Glasersfelds Argumentation ein „Etwas", an das es sich anzupassen gilt, das die Rahmenbedingungen und die Erfolgskriterien der Konstruktion vorgibt und bestimmt. Zwar können wir es nicht erkennen, aber die Vorstellung der Existenz dieses „Etwas" wird nicht angezweifelt. So bleibt von Glasersfelds Konstruktivismus im Rahmen klassischer ontologischer Fragestellungen und löst sich weit weniger von der Tradition, als es der Terminus 'radikal' suggeriert.

((4)) Wer mit der ontologischen Unterscheidung von Sein und Nicht-Sein operiert, bleibt im durch sie Möglichen gefangen, muß weiter ontologisierend argumentieren. Doch wie geht von Glasersfeld mit dieser Unterscheidung um? Er votiert nicht für die eine oder andere Seite der Unterscheidung, für die